

Ich, Dieter Bongardt

Wie soll ich das hier nennen? "Lebenslauf"? Oder wichtigtuersch auf Englisch "Personal Record"? Oder prahlerisch "Autobiographie", "Curriculum vitae"? Hier ist einfach mein Leben.

Wann genau, zu welcher Stunde, Minute, Sekunde, ich "das Licht der Welt" erblickt habe weiss ich gar nicht. Ich erinnere mich nicht mehr, wann es das erste Mal hell wurde. Ich weiss nur, dass in meiner Geburtsurkunde der 22. Juli 1940 steht. Das war ein Montag, im "Alfried Krupp Krankenhaus" in Essen-Rüttenscheid. Die Uhrzeit kenne ich nicht; habe vergessen meine Mama vor ihrem Ableben danach zu fragen. Das musste ich auch nie wissen, denn von Astrologie habe ich nie was gehalten. Wenn ich in Betracht ziehe, dass ich mein Leben lang eine Nachteule und ein Morgenmuffel war, kann es nur nachts gewesen sein. Aber mondsüchtig bin ich nicht.

Meine Eltern, auf dem Papier evangelisch, protestantisch, liessen mich auf den Namen Dieter taufen. Ohne Schnickschnack und Zweitnamen, nicht einmal meines Vaters Rufnamen "Max", der später als abgekürzter Grossbuchstabe mit Punkt so distinguiert auf der Visitenkarte hätte aussehen können "Dieter M. Bongardt". (Für den englischen Sprachraum eignet sich der Name "Dieter" [sprich: Dai_e_ter] sowieso überhaupt nicht: "Diäthalter!").

Meine Patentante hat mir später gesagt, dass ich bei der Taufe ganz ruhig und "lieb" war und nicht geschrieen habe. Schade, so konnte ich 25 Jahre später meinen Kirchenaustritt nicht damit begründen, dass ich gegen meinen Willen zwangskonfessioniert wurde.

Ob ich ein Zufallstreffer war, oder ob meine Eltern tatsächlich so naiv waren, kurz nach Beginn des Krieges (es waren bereits zwei Monate vergangen, seit der "Führer" unheildrohend verkündet hatte: "**Seit fönf Ohrrr fönfondverrrzeg werrrd jetzt zorrückgeschossen**") ein Kind zu zeugen, entzieht sich ebenfalls meiner Kenntnis.

Meine Eltern, Heinrich August Max Bongardt und Irmgard, geb. Rudolph waren zwei unauffällige Leute. Ihre Stammbäume kenne ich nicht. Von meinen Grosseltern mütterlicherseits weiss ich gar nichts.

Die Wiege meines Vaters stand in Essen-Frohnhausen. Grossvater: Max. Grossmutter: Bertha. Arme Leute. Mein Vater hatte noch eine Schwester, meine Tante Frieda.

Meine Mutter kam aus Witten-Annen. Von ihren Eltern weiss ich nicht einmal die Vornamen. Mama hatte zwei Geschwister. Mein Onkel Heinz, den ich nicht lang kannte, weil er früh verstarb, und meine Lieblings- und Patentante Lieselotte.

Aus diesen Verwandtschaften gibt (oder gab?) es auch ein paar Cousins und Cousinen, aber nur zu "Ulla", die jetzt in Pennsylvania lebt, habe ich noch einmal im Jahr Kontakt.

Soviel zu meinem Stammbäumchen.

Meine Mutter arbeitete als Kellnerin im vornehmen "Burgwall Cafe" in Essen. Mein Vater war dort als Elektriker im Einsatz. Dort lernten sie sich kennen.

Als ich zur Welt kam, wohnten wir (bis nach dem Krieg) in einer winzigen Zweizimmer Mansardenwohnung in Essen-Rellinghausen: Entree, Wohnküche, Schlafzimmer. Die dazu gehörende Toilette lag ausserhalb der Wohnung auf dem Stockwerk, wurde aber nur von uns benutzt. Gebadet wurde in der Wohnküche im Zuber.

An diese Wohnung erinnere ich mich noch gut, aber mein Gedächtnis reicht nur bis in die Jahre 1944 bis 1945 zurück, die Zeit der Flächenbombardements im Ruhrgebiet.

Papa musste keinen Militärdienst leisten. Er war Betriebselektriker in der Krupp'schen Waffenfabrik in Essen und galt als "unabkömmlich". Ich vermute, er musste dafür ein Parteiabzeichen der NSDAP am Revers tragen. Ob meine Eltern auch sonst genötigt waren herum zu heilhitlern, weiss ich nicht. Jedenfalls mag ich mich nicht an irgendwelche Nazibilder oder- Symbole in unserer Wohnung erinnern. Weder hing dort irgendwo ein Bild dieses vermaledeiten "Führers" noch ein Hakenkreuz. Einzig an eine klobige Tasse mit dem Konterfei Paul Hindenburgs (Generalfeldmarschall im ersten Weltkrieg und späterer Reichspräsident der Weimarer Republik) erinnere ich mich.

Manchmal hatte Papa sonntags frei und es war immer ein Freudentag, wenn Mama und ich ihn vom "Bahnhof Stadtwald" abholen konnten. Unsere kleine Familie hatte also Glück. Am sich abzeichnenden Ende des Krieges, war die Waffenfabrik dem Erdboden gleich gebombt, denn ich erinnere mich noch an die Bunkerzeiten und dass Papa auch dabei war. Denn um ihn

auch noch an der Front zu verheizen war es wohl zu spät. Wir hatten wieder Glück, denn der Vater hatte auch die Bombardierungen seines Arbeitsortes unversehrt überstanden und war jetzt daheim.

Ich lag zu der Zeit nachts immer angezogen im Bett; sogar mit Schuhen.

Denn bei Bombenalarm galt es keine Zeit zu verlieren. Meine Eltern konnten ruhig schlafen, denn ich hatte Ohren wie ein Luchs. Wenn woanders schon der Luftschutzalarm von "Sirene zu Sirene"

weitergeheult wurde, stand ich schon senkrecht im Bett und rief "Mama, Alarm!" (Wieso ich nicht "Papa, Alarm" rief, weiss ich auch nicht).

Manchmal wollten mich meine Eltern wieder ins Bett packen, dachten schon ich spinne, weil sie nichts hörten. Aber dann ging kurz darauf doch auch unsere Sirene los. Es war ein Geräusch, das ich heute noch hasse, obwohl es von meiner Befindlichkeit her eher nicht mit Panik verbunden war, sondern mit Action.

Dann wurden die wichtigsten, bereitstehenden Sachen geschnappt, klein Dieter in den Kinderwagen verfrachtet, und ab ging's Richtung Bunker.

Das war ein Fussmarsch von ca. einer viertel Stunde. Im Bunker hatten wir einen zugewiesenen Stammplatz, mit einer Kiste mit einem

Vorhängeschloss als Sitzmöbel und unseren Habseligkeiten darin.

Darunter war auch ein Klappstühlchen für "den Jungen". So harrten wir dort bis zur Entwarnung aus. Aus späterer Sicht hätten wir alle Alarme zu Hause abwarten können, denn unser Wohnquartier und seine Umgebung blieben vor Treffern verschont. Nur nach der Kapitulation hat irgend so ein besoffener Ami eine Flabkanone auf das Haus der Nachbarn gerichtet und den oberen Stock weggeblasen. Ich war gerade auf der Strasse vor unserer Wohnung beim Spielen. Wieder Glück gehabt!

Es gab vier Alarm-Dringlichkeitsstufen die uns die Schutzraum Wahl vorgaben. Wie meine Eltern die bestimmen konnten weiss ich auch nicht.

Wahrscheinlich danach, wie gut man die Bomber schon hörte. Die unterste Dringlichkeitsstufe war der Marsch zum oben genannten, unterirdischen "Komfortbunker". Die nächst höhere ein Bunker, etwas näher, der noch im Innenausbau war. Er bestand nur aus einem Tunnel mit schlammigem Boden, auf dem die Grubenwagen noch hin und her fuhren.

Die nächste Alarmstufe gab den Weg in den noch näheren Luftschutzraum der katholischen Volksschule vor. Das war schon heikler. Einen Volltreffer auf die Schule hätte der Schutzraum wohl nicht überstanden.

Zum Schluss gab's noch die dringendste Alarmstufe. Das war der "Luftschutzraum" im gleichen Haus. Aber dieser Raum konnte einen

wirklich nur vor Luft schützen. Ich erinnere mich noch, wie die Verwandte des Hauseigentümers fleissig den Rosenkranz rotieren liess, wenn wir dort unten kauerten.

Einmal wurden wir auf unserem Weg zum Bunker von überfliegenden Bombern eingeholt. Aber mir konnte nichts passieren. Meine Mama hat in ihrer Panik ihre Schürze über meinem Kopf aufgespannt.

Überhaupt hatte ich die Dramatik der ganzen Kriegs- und Nachkriegssituation überhaupt nie richtig geschnallt. Für mich war das "Business as usual".

Dann war plötzlich Schluss. Eines Nachts tauchten die Amis auf. Es läutete Sturm, unten stand ein deutsch sprechender GI und brüllte, dass alle Bewohner der geraden Hausnummern-Seite (unserer), Unterkunft bei den Bewohnern der anderen Strassenseite zu suchen hätten. Zack, zack! Papa war, zu Recht, ein bleiches zitterndes Männchen. Wir also rüber zu den Nachbarn. Ich glaube, die Amis waren so clever und haben die Zuteilung ohne viel Federlesen grad selbst vorgenommen.

Die Amis jedenfalls, nahmen die Wohnungen auf der "geraden" Strassenseite in Beschlag - und hausten dort wie die Vandalen. Der erste Ami, den ich im Leben sah, sass bei uns in der Wohnküche, die Beine auf dem Tisch, mit Militärstiefeln Grösse 54. (Diese Sitzstellung wurde viel später auch zu meiner Lieblingssitzart, allerdings nur mit Schuhgrösse 41).

Und das kam so: Mami musste für mich Kleider aus der überstürzt verlassenen Wohnung haben. Papa konnte nicht hinüber gehen. Hatte wohl Bedenken massakriert zu werden. Mama, als junge Frau allein, konnte ja wohl auch nicht. Schliesslich wusste man ja nicht, was von den Siegern zu erwarten war. Also nahm sie mich als "Bodyguard" auf den Arm und ging zu den Besatzern. Als wir in die Wohnküche kamen, sah ich in unserem Schrank, den meine Eltern immer wie ein Kleinod behandelt hatten, einen Zwölf-Zöller Nagel stecken und einen anderen in der gegenüber liegenden Wand; dazwischen eine Wäscheleine. Und ich sah den Ami. Mama sah noch was anderes: Der Ami schlürfte eine Tasse Kaffee, auf dem Tisch lag ein Haufen Kaffeebohnen. Mama starrte mit weit aufgerissenen Augen auf den Kaffee. Sie erinnerte sich noch blass, wie Kaffeebohnen aussahen. "You want some coffee? O.K.! Here get some". Mama blieb nur noch, ihre Schürze (den Bombenschutz) auszubreiten, der Ami griff in den

Kaffeehaufen und füllte die Schürze auf. Ich glaube mit meinen Kleidern war nichts.

Als wir mit dem Kaffe zurückkamen, glaubten die Nachbarn mit uns als Quartier Zugewiesene das grosse Los gezogen zu haben. **Kaffee!**

Inzwischen herrschte doch bereits die Zigarettenwährung und es war alles knapp. Aber Kaffee?! Man trank schon lange nur noch den Kaffee-Ersatz "Muckefuck".

(Nach dem Krieg blieben übrigens die engen Beziehungen erhalten. - Die zu den Nachbarn, nicht zum "Muckefuck".)

In meiner Erinnerung währte diese Besatzungszeit nicht lange. Die Amerikaner wurden auch schnell einmal nicht als Sieger, sondern als Befreier angesehen. Wir Kinder hatten die Amerikaner sowieso nur als "gute Onkels" kennen gelernt. Sie verteilten Schokolade und Kaugummi. Wir sammelten die Tassen und Teller auf, die sie zum Fenster hinausgeschmissen hatten (vor den Häusern waren kleine Vorgärtchen, die einige Scherben verhinderten) und spielten zwischen der Reihe der parkierten Armeefahrzeuge. Deren eigentümlichen Geruch habe ich heute noch in der Nase.

Die Zeit danach war geprägt von Mangel und Entbehrungen. Es gab nichts zu Essen. Papa, als Elektriker, wurde immer wieder gerufen, um den Backofen der örtlichen Bäckerei zu reparieren. Die durchgebrannten Heizwendeln wurden durch die "Reparatur" immer kürzer und brannten immer öfter durch. Wenigstens hatten wir so durch seine Beziehung zur Bäckerei Brot. Darauf kam immer nur "Rübenkraut", Melasse aus Zuckerrüben. Es sah aus wie Wagenschmiere und schmeckte grässlich. Ausserdem durfte Mama in einer Ecke im Garten des Vermieters Schnittlauch wachsen lassen. Dort ging sie alle zwei Tage mit einer Schere hin, um die nachgewachsenen Spitzen zu "ernten". Aber ich hatte sowieso nie Appetit und mir war oft schlecht. Als Mama wieder einmal mit mir in die Sprechstunde der Kinderärztin kam sagte die: "Ach, ist das der Kleine, der auf Kommando brechen kann?" Die Mangelernährung blieb nicht ohne Folgen; Mama bekam wackelige Zähne und ich rachitische Knochen. Vermutlich habe ich deshalb krumme "Fussballer-Beine". Irgendwann ging es wieder bergauf. Papa fand eine neue Arbeitsstelle (der er bis zu seiner Pensionierung treu blieb).

Als ich sechs war kam meine Schwester Doris zur Welt und ich in die Schule. Die Wohnung wurde zu klein und wir zogen innerhalb von Essen-Rellinghausen um in eine Dreizimmerwohnung. Wir tauschten mit einem älteren, allein stehenden Ehepaar die Wohnungen. Ich nehme an, der Tausch wurde von den Behörden angeordnet.

Aber jetzt mussten wir meines Vaters Eltern, die es irgendwo in die Evakuierung verschlagen hatte, aufnehmen. Und so hausten wir mit vier plus zwei halben Personen in der Dreizimmer Wohnung. Die Stube wurde zum Wohnzimmer und Schlafzimmer der Eltern, das Schlafzimmer zum Zimmer der Grosseltern, die Wohnküche war nachts das Schlafzimmer von uns Kindern. Dazu Bad und Entrée.

Kurz darauf starb der Grossvater, und die Grossmutter wenige Jahre später. Jetzt waren es zumutbare Wohnverhältnisse, obwohl, von einem eigenen Zimmer konnten Doris und ich nur träumen. Meine Eltern wohnten bis ans Ende ihrer Tage dort.

Eine Episode meiner Kindheit ist mir im Gedächtnis eingebrannt. Während der Mangeljahre hatten die Amerikaner die berühmten "Care"-Pakete mit Lebensmitteln verschickt. Aus deren Bestand hatten wir auch ein paar Büchsen mit Ochsenchwanzsuppe. Die Büchsen kamen aus Armee Inventar und waren so konstruiert, dass der Kern der Büchse einen Brennsatz enthielt, mit dem man die Suppe direkt in der Büchse aufheizen konnte. Natürlich hätte jeder Mensch, der auch nur die fundamentalsten Grundgesetze der Physik beherrscht, gewusst, dass man eine hermetisch versiegelte Dose nicht einfach aufheizen kann. Aber nicht Mama. Und mit der englischen Gebrauchsanweisung konnte sie sowieso nichts anfangen.

Also wurde die Büchse auf den Herd gestellt, und der Brandsatz gezündet.

Zuerst schwoll die Dose nur bedrohlich an. Statt zylindrisch wurde sie rund. Dann gab es plötzlich einen "Klapf" und die Büchse flog haarscharf über Doris' Kopf, nahe an mir vorbei, mit Gekrach in die Gläserversammlung auf der Anrichte. Die ganze, vorher frisch tapezierte Küche war mit amerikanischer Ochsenchwanzsuppe gesprenkelt.

Ich hörte fast nichts mehr, stattdessen tropfte mir die Suppe aus den Ohren.

Ich rannte in Panik ins Treppenhaus, die Nachbarin kam mit aufgerissenen Augen angerannt. Danach bekam ich eine Mittelohrentzündung und

Jahrzehnte lang wurde mir beim Geruch nach Ochsenchwanzsuppe speiübel (so, wie es mir viele Jahre später immer beim Anblick von einer "Appenzeller Kräuterbitter" Flasche erging, aber die Story erzähl ich hier nicht).

Ich ging mit Freude bis zur vierten Klasse in die Volksschule. Wir hatten einen lieben, väterlichen Lehrer, Herr Bergander.

Dann trat ich in die Mittelschule über, die bei uns "Realschule" genannt wurde, denn meines Vaters Ziel war immer: "Du sollst es einmal besser haben als ich und später statt meiner blauen Arbeitsklamotten einen weissen Kittel tragen." [Damit meinte er ein Ingenieurs-Outfit, oder so, bei dem immer der Rechenschieber so grosstuerisch aus der Brusttasche lugte.] Dabei fand ich damals die, später allerdings aus meiner Sicht kleinbürgerliche, Lebensart meiner Eltern als erstrebenswert genug.

Diese Zeit, die sechs Jahre währte, war für mich wie "offener Strafvollzug im Jugendknast". [Natürlich will ich sie im Nachhinein als Vorbereitung für meinen weiteren Lebensweg auf keinen Fall missen.]

Der Lehrkörper bestand zum grössten Teil aus Schrott, den wahrscheinlich selbst die Nazis zum Verheizen an den Fronten nicht hatten gebrauchen können. Zwar gab es auch schöne Momente, meistens mit unserem Klassenlehrer, Herr Panka, der einzige Mensch unter den Lehrer-Hominiden, doch insgesamt weigert mein Bewusstsein sich an Einzelheiten und Namen zu erinnern. Obwohl mein Verhältnis zu den Klassenkameraden gut war, erinnere ich mich heute nur noch an wenige Namen.

Ich war immer schwächling (was ich mit einer grossen Klappe kompensierte), spätpubertär und im Schulsport unter "ferner liefen". Vermutlich hatte ich mich im Herbst 1939, als ich als Spermium in meiner Gruppe unter Millionen der Erste und Schnellste war, doch zu sehr verausgabt. In dieser Zeit hatte ich wenige, aber stabile Jugendfreundschafts-Bindungen. Geblieben ist davon einzig meine Beziehung zu drei alten Freunden, wobei mich zwei von ihnen erst nach vielen Jahren dank meiner Website wieder im Internet aufgestöbert haben.

Mit 14 schickten mich meine Eltern in den Konfirmanden-Unterricht. Unser Pfarrer war, wie damals unser Volksschullehrer, ein lieber Grossvatertyp.

Aber dann wurde er krank und die Vertretung übernahm ein strenger Gottesmann. Ein evangelisch, protestantisch, reformierter Mullah. Als

einmal ein Mitschüler seinen langweiligen Bibelsermon nicht auswendig konnte, hat ihn der gottesfürchtige, menschenliebende Jesusvertreter beiseite genommen und durchgeprügelt. Dabei hatte ich doch genau im selbigen Konfirmanden-Unterricht aus Luthers Bibel, die Jesus im altertümlichen Deutsch die Worte in den Mund legte, gelernt: "Wahrlich ich sage euch: Was ihr einem meiner Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan". Demnach hatte der Pfaffe seinen Meister also voll eins in die Fresse gehauen! Ich liess mich danach zwar doch noch aus reinem Opportunismus konfirmieren (mit 14 Jahren hatte ich sowieso keine Oppositions-Chance), aber meine Antireligiosität nahm schon dazumal ihren Anfang. (Wie schon erwähnt, war ich noch bis zum 25. Lebensjahr eine Karteileiche und gab erst dann meinen Austritt.)

Obwohl ich nie eine Klasse repetieren musste, waren meine Leistungen eher schwach.

Mit meinem Abgangszeugnis, das zwar das Schulziel, die "Mittlere Reife" ausweist, konnte ich bei der Stellensuche keine Begeisterungstürme entfachen.

Mein Berufsziel war der eines Elektro-Ingenieurs; meines Vaters Beruf hatte auch mein Interesse für die Elektrotechnik geweckt. Und ich war schon immer ein "Bastler und Tüftler". Klar, hatte ich als Kind einen "Märklinbaukasten" mit elektrischen Bauteilen.

Aber ein gelernter Beruf war für mein Berufsziel Vorbedingung und ich wäre deshalb gern Elektromechaniker geworden. Doch für die einen Arbeitgeber war ich als immerhin "Mittelgereifter" zu überqualifiziert, für die anderen, mit meinen mageren Noten, nicht gut genug.

Zum Schluss landete ich (mit 16) als Elektroinstallateur-Lehrling bei einer Firma in Essen-Rüttenscheid. "Lehrjahre sind keine Herrenjahre" lies sich Papa gern vernehmen und damit hatte er aber nun wirklich mal recht. Trotzdem, der Beruf, und vor allem die theoretische, anspruchsvolle Ausbildung in der begleitenden Berufsschule, gefielen mir. Und weil den Behörden für ein Ingenieurstudium meine magere "Mittlere Reife" plus Berufslehre auch noch nicht genügte vervollständigte ich die Auflagen der "Studiumszulassungsordnung" gleichzeitig noch mit Besuchen und Abschlüssen der vorbereitenden Abendschule.

Während der Schulzeit kamen so langsam die Hormone ins Spiel. In Abwandlung von Wilhelm Buschs "Julchen" konnte man jetzt sagen: "Und mit teilnahmsvollem Sinn, schaut er gern nach Mädchen hin".

Meine erste Verliebtheit passierte auf einer Ferienreise mit meinen Eltern in Lauterbach, Schwarzwald. Da war ich so um die 15. Mit "Adelinde Brunnenkant", der Tochter unserer Gastgeberin habe ich intensiv rumgeschmust. Aber zu dem, was die Jugendlichen heute in dem Alter schon machen, kam es natürlich nicht. Nach den Ferien war der Anfall zwar schnell wieder vorbei, aber ihr Name hat sich doch in den grauen Zellen verewigt.

Ansonsten erinnere ich mich nämlich nicht mehr sonderlich an meine ersten zaghaften Geplänkel mit Mädchen und auch nicht an Namen. Ich will auch nicht behaupten, dass ich grossen Verschleiss gehabt hätte.

Während der Tanzstundenzeit trat Renate in mein Blickfeld. Ich war ungefähr 18. Zuerst nahm ich von IHR keine grosse Notiz. Sie sah zwar toll aus, dafür aber irgendwie viel zu alt. So etwa wie 20. Als ich sie dann aber doch nach einer Tanzveranstaltung heimbrachte, tauschen wir vor ihrer Haustür einen ersten langen Kuss. Wir ahnten damals nicht, dass wir damit den Grundstein für unser langes Eheleben gelegt hatten denn unsere Lebensläufe gingen ab jetzt zusammen.

Aber es geht hier erst einmal weiter mit meinem Berufsweg.

Nach der Lehre, (mit 19 Jahren) hatte ich vom "Strippenziehen" genug und wechselte in die Schalttafel und Automations-Branche.

Weil die idiotischen Aufnahmebedingungen der Ingenieurschulen auch noch zusätzliche Praktika in berufsfremden Giesserei-Berufen verlangten, erfüllte ich die auch noch zwischendrin. Das war eine Schinderei, denn die Praktikums-Ausbildung stand hinterher nur auf dem Papier. In Wirklichkeit musste ich Hilfsarbeits-Jobs für einen Hungerlohn verrichten. Danach fand ich noch einen interessanten Job in einem Betrieb für Bergbau Elektronik. Dort habe ich meine Grundkenntnisse in Elektronik erworben, die mir später sehr zustatten kamen.

Gleichzeitig fing aber das Debakel mit der Aufnahmeprüfung zum Ingenieurstudium an und offensichtlich war ich der Feind Nr. 1 des Numerus Clausus.

Zweimal rasselte ich mit Pauken und Trompeten bei der Zulassungsprüfung der Ingenieurschule Dortmund durch. Zuerst bei der Berechnung diverser Werte zu einer Halde mit "rieseligen Schüttgütern". Wieso diese Fähigkeit für einen angehenden Starkstrom-Ingenieur selbst im Kohlenpott mit seinen Kohlehalden wichtig war, begriff ich nicht. Die Zweite Prüfung verlangte die Fähigkeit, den Zündzeitpunkt eines Ottomotors auszurechnen. Wieder Fehlanzeige. Mit Formeln aus der Elektrotechnik hätte ich keine Schwierigkeiten gehabt. Aber als Elektro-Ingenieur Aspirant musste man wohl die Fähigkeiten eines ausgebildeten Automobilmotoren-Ingenieurs mitbringen. Ich wette, Adam Opel, Carl Benz, oder Gottlieb Daimler hätten darüber den Kopf geschüttelt.

Aber jetzt trat etwas ein, was meinen und Renates späteren Lebensweg entscheidend beeinflusste: Renates Eltern wollten mich loswerden. Schliesslich konnte es ja nicht so weitergehen, dass die Tochter eines Zahnarztes und einer Modeatelier-Chefin sich ernsthaft mit einem Arbeitersohn einliess.

Renate, dazumal gelernte Gärtnerin, mit Berufsziel Gartenbauarchitektin, wurde ins Exil geschickt. Offiziell hiess es: "Für ein Jahr zur Weiterbildung in die Schweiz, nach Kreuzlingen". Sie hofften wohl, dass damit unsere Beziehung in die Brüche ging.

"Aber nicht mit uns!". Es kam uns zustatten, dass es in der deutschen Nachbarstadt Konstanz eine Ingenieurschule mit einer Starkstrom Fakultät gab (und gibt), und Renate mündig, also befehlsverweigerungsfähig wurde.

Unter wohlwollendem Protest meiner Eltern reiste ich IHR also nach, fand eine Anstellung in einem elektrotechnischen Betrieb in Engwilen bei Kreuzlingen und stellte bald darauf den Studienantrag bei der Ingenieurschule Konstanz. Ich hätte sofort antreten können. Für Konstanz waren meine Zeugnisse für eine Studiumszulassung gut genug und ich wurde immatrikuliert.

Nun war es aber so, dass sich mittlerweile meine Interessen von der Starkstromtechnik immer mehr zur aufkommenden Computertechnik hin verlagert hatten. So eine Ausbildung, oder gar das Wort "Informatiker" gab es damals aber an den Universitäten noch gar nicht. Und da erschien, wie die Aurora am Himmel, das Stellenangebot der "National Cash Register Company" in Zürich in der Zeitung.

Ab jetzt ist mein langer beruflicher Weg schnell erzählt. Nach zwei samstäglichem Eignungstests, die ich mit Bravour bestand, wurde ich 1964 von der "NCR" angestellt. Meine Studiumspläne gab ich nach einer Milchmädchenrechnung, in der ich die beruflichen Erwartungen eines Starkstrom Ingenieurs inklusiv des prestigeträchtigen "Dipl. Ing." Titels mit der Perspektive eines Computer Spezialisten verglich, auf und habe das nie ein bisschen bereut. Meines Vaters Vision eines "Weisskittel Trägers" hatte sich in die eines Anzug- und Krawattenträgers gewandelt, denn wir mussten damals immer geschneigelt auftreten, wie die Konkurrenz von der IBM.

Im gleichen Jahr heirateten wir. Aus dem einen geplanten Schweiz-Jahr ist "für immer" geworden und später wurde uns die Schweizer Staatsbürgerschaft zugesprochen. Bei der NCR war ich 37 Jahre lang angestellt. Mit 61 wurde mein Antrag bewilligt, in Frühpension zu gehen, nachdem ein Nachfolger gefunden wurde. Wenn ich all die geleisteten Überstunden zusammen zähle, dann habe ich insgesamt theoretisch sowieso bis 65 gearbeitet.

Höhere Kaderweihen habe ich nie angestrebt. Ich wollte immer bei der Materie bleiben, den Finger am Puls der Computertechnik (wie z. B. Piloten, die lieber am Steuerknüppel sitzen, als in einen Bürojob befördert zu werden, oder Chirurgen, die lieber ein Skalpell als einen goldenen Füller in der Hand haben). Hingegen erlebte ich eine "horizontale Karriere", d. h., auf dem technischen Level durfte ich mich in unserer Firma zur Elite zählen.

Wir haben zwei Töchter gross gezogen. Die erste, Franziska, hat unserem sonst von Kümmernissen verschonten Leben einen mächtigen Dämpfer versetzt. Sie ist später so tief in die Gosse abgerutscht, dass wir uns von ihr lösen mussten. Sie ist inzwischen an ihrer Sucht verstorben.

Die jüngere Tochter, Katja, hat uns auch Kummer bereitet denn sie hatte ihr Leben nie so richtig im Griff. "Hatte", denn sie ist 2021 auch plötzlich und unerwartet verstorben.

Dank meines Berufs konnte die ganze Familie etwas von der Welt sehen. Wir haben zusammen mehrere Monate in Amerika und Schottland

verbracht.

Nach der Pensionierung haben wir unser Leben weiter mit Reisen bereichert und viel von der Welt kennen gelernt.

In wechselnden Orten war im Laufe der Zeit unser Domizil zu finden. Kreuzlingen, Volketswil (unser Eheschliessungs-Ort), Effretikon (unser Bürgerort), Brütten (unser erstes Eigenheim), Buch am Irchel (unser jetziges Eigenheim).

Dies ist jetzt der Stand im Jahr 2025 und ich bin "85". Klar, um bis hierher zu kommen musste ich schon öfter medizinische und pharmazeutische Hilfe in Anspruch nehmen. Mal sehen, ob ich noch weiter hieran arbeite.

Dieter "Bongi" Bongardt